

(Nachdruck verboten.)

18) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Voel saß zusammengekauert auf dem Bettrande, mit schlaff herabhängenden Armen und geschlossenen Augen. Madam Jakobsen war gerade herausgegangen, nachdem sie an Olinens Stelle als Kellnerin gedungen hatte. Voel hatte nicht nein sagen können. Sie war so müde und schlaff. Alles war ihr gleichgültig. Sie wünschte nur, sie hätte ihren Voratz, zu sterben, ausgeführt.

Sie blieb sitzen, ohne sich zu regen. Aus dem Zimmer nebenan, wo ganz vor kurzem jemand hineingeführt war, hörte sie Flüstern und Röcheln. Vom Gang her erschollen hin und wieder schleichende Schritte, die regelmäßig einen Augenblick vor ihrer Tür Halt machten.

Und während alledem unwogte sie wieder Seudust, und sie sah die tauendblumige Wiege daheim und hörte vor ihrem Ohr den fröhlichen Gesang der vielen, heiteren Stimmen:

„Klein Gotteskind, was sieht dich an?
Wo doch dein Vater alles kann,
Er ist so gut, er ist so reich,
Kommt nichts doch seiner Allmacht gleich?
O, Gott sei Dank!“

Es wurde leise an ihre Tür gepöcht. Die kleine eingeschrumpelte Frau steckte den Kopf herein.

„Entschuldigen Sie,“ flüsterte sie. „Darf ich mir die Frage erlauben — erwarten Sie einen Herrn?“

„Ja — nein!“

„Ja, denn da unten auf der Treppe steht ein Herr. Ich glaube, er möchte gern mit Ihnen sprechen.“

„Mit mir?“ rief Voel treuherzig aus.

„Es ist solch netter Herr. Mit einem blonden Schnurrbart.“

Knud! — durchzuckte es Voel wie ein Blitz vom Himmel. Konnte es möglich sein! Sollte er sie aussindig gemacht haben — !

„Ist er hier?“ rief sie aus.

„Nun will ich ihn rufen — „Nst! Nst!“ rief die Alte und zog sich darauf zartfühlend zurück.

Auf der Treppe und dem Gang wurden schwere Schritte hörbar, die Tür wurde ganz zurückgeschlagen und herein trat ein blonder, vom Bier aufgeschwemmter Schlachtergesell, den Hut im Nacken, die Zigarre im Mundwinkel.

„Tag, kleine Puderpuppe! — Ne, was für ein liebes kleines Süßmilchkalb!“

Voel taumelte zurück.

„Nahrung und Kleidung, Heim und Haus,
Macht sich sein Kind wohl Sorge draus?
Halt nur zu ihm, der droben thront,
Ein Kind wohnt, wo der Vater wohnt,
O, Gott sei Dank!“

16.

Einige Tage später gab Frau Gylling eine Abendgesellschaft, — ein kleiner, auserlesener Kreis, so verschieden von den großen volkstümlichen Versammlungen, die zu anderen Zeiten ihre Zimmer füllten, daß man glauben konnte, man befände sich in einem ganz anderen Hause.

Da war die schöne Frau Bang in einer rosa seidenen Bluse, die entzückend zu dem strahlenden braunen Augenpaar stand. Da war eine ältere, schlagflüssig aussehende Dame in schwarzem Moiree mit langer Schleppe, über die ihr Gatte — ein älterer, stochsteifer Herr mit einem hölzernen Gesicht — auf ein Paar langen, grauen Zirkelbeinen hinwegbalanzierte. Da war der berühmte Kandidat Doserup in langem, schwarzem Tuchrock und mit einer wolkenumhüllten Denkerstirne. Und da war eine junge, lebenslustige Dame in den Vierzigern, mit frischen Rosen im Haar.

Für mehrere von diesen Gästen war es eine große Enttäuschung, daß Voel, von deren fremdartiger Schönheit sie so viel gehört hatten, nicht mehr dort im Hause war, — sie

habe sich — so drückte Frau Gylling sich verbüßend aus — „des ihr erzeugten Vertrauens nicht würdig erwiesen.“ Namentlich die junge Dame mit den Rosen, die, wie sie sich ausdrückte, bis zur Raserei für alles schwärmte, was ländlich und natürlich war, erging sich in tiefem Bedauern. Bald aber hatte man an etwas anderem zu denken. Die Tür zum Vorplatz wurde aufgerissen, und herein trat der Geheime Etatsrat Drehling, seine Tochter am Arm.

Das war eine große Ueberraschung für alle Anwesenden, mit Ausnahme der Hausbewohner. Der Geheime Etatsrat war allerdings schon früher Frau Gyllings Gast gewesen, aber nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Auch glaubte man zu wissen, daß in letzter Zeit eine kleine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten sei, auf Grund von Knuds öffentlichem Auftreten. Da war nun auch etwas in dem Eintreten des Geheimen Etatsrats, was darauf hindeutete, daß er seinem Erscheinen bei dieser Gelegenheit eine mehr als gewöhnliche Bedeutung beilegte. So durchzuckte denn alle der Gedanke, daß hier eine Verlobung im Gange sein müsse, — und die neugierigflüsternden Blicke der Damen scharten sich um Knud, der sich ein wenig verlegen erhoben hatte, um die Herrschaften zu empfangen.

Der Geheime Etatsrat Drehling war ein kleines, glatt-rasiertes Männchen mit einem pudervereißen Kopf und einem imponierend breiten und bunten Band im Knopfloch. Trotzdem war es deutlich zu merken, daß er eine Ehre darin setzte, ganz und gar nicht vornehm zu erscheinen. Er ging umher und gab jedem in der Gesellschaft die Hand, so liebenswürdig ungeniert und natürlich, als sei er noch ein ganz gewöhnlicher Etatsrat. Er erblickte denn auch im Sturm alle Herzen.

Seine Tochter dahingegen — sie trug eine herausfordernde Samttoilette aus melibrauner Farbe, siramun wie ein Trifot und mit Husarenknäuren über der Brust — erregte trotz ihrer unbestrittenen Schönheit keine Bewunderung. Sie sah nun auch wirklich nicht aus, als erwarte sie, daß sie sich in dieser Gesellschaft amüsieren würde; selbst wenn sie Knud ansah, lag eine verzweifelte Hoffnungslosigkeit in ihrem verliebten Blick.

Die junge Dame hatte überhaupt nicht viele Freunde, und man war nicht weit davon entfernt, zu finden, daß Knud viel zu gut sei für diesen raffinierten Starrkopf mit der schonungslosen Zunge.

Es wurde bald sehr lebhaft im Zimmer. Wie überall in der Frühlingszeit sprach man hauptsächlich über die Gemäldeausstellung. Unter den Damen, die sich — beinahe entheiligend — mit ihrem Seidenstaat und Gesellschaftsklatsch unter Grundtvigs Bild angebracht hatten, ward ein viel bewundertes Bild: „Ein junges Mädchen, das niest“, Motiv aus Aaaland, sehr laut beredet. Da man sich nicht einigen konnte, bat man schließlich Kandidat Doserup um sein Urteil, worauf dieser Mann, der als Autorität auf allen möglichen Gebieten galt, die sokratische Stirn runzelte und einen Vortrag hielt, der so gelehrt und so mit Zitaten gepickt und so vollständig unverständlich war, daß sie sich sämtlich befriedigt fühlten.

Zwischen diesem ganzen Gewimmel schlich ein junger Mensch herum, der sich auf eine sonderbare Weise von der übrigen Gesellschaft abhob. Er war vierschrötig und ein wenig hochschultrig, trug einen kurzen, rundschönen Rock von ganz veraltetem Schnitt und enge Manschetten, die das Blut in die großen Hände pressten. Die eine davon — die wie ein großer, roter Schinken aussah, umfaßte das aus roten Bartstoppeln bestehende Geftrüpp seines Kinns; die andere weifte unablässig auf seinem breiten Hintern. Die kleinen Augen, die wie Fett glänzten, waren lebhaft überall zugegen, während um die dicken, halbgeöffneten Lippen ein stillstehendes, ehrerbietiges Lächeln lag, das eine jede seiner Bewegungen mit einem stummen „Bitte um Verzeihung“ zu begleiten schien.

Dies war der vortreffliche Jensen-Damgaard — ein Name, den man in diesem Zimmer häufig in einer Diskussion angeführt hören konnte, wenn es sich darum handelte, mit einem schlagenden Beweis für die Bedeutung der volkstümlichen Erleuchtung ins Feld zu rücken. Er war ein armer Häuslersohn. (Einige behaupteten sogar, und zwar mit zärtlicher Begeisterung in der Stimme, daß er Schweine gehütet habe.) Frau Gylling hatte ihn irgendwo in Nordseeland ent-

Seht; sie war ihm nun dazu behülflich, einmal Schullehrer oder vielleicht gar Pfarrer zu werden, und, wie das natürlich war, verkehrte er viel in ihrem Hause.

Es war jedoch keine Rede davon, daß er auch heute abend zu den Eingeladenen gehörte. Aber der junge Bauer hatte ein eigentümliches Glück, sich gerade an den Abenden bei ihr einzufinden, wo sie ihren feinsten Verkehr erwartete; und wenn er einmal gekommen war, konnte sie es nicht übers Herz bringen, ihn wieder gehen zu lassen. Sie liebte es im Grunde auch, ihn vorzuzeigen. Und, mein Gott, er richtete ja keinen Schaden an. Er ging immer so still und bescheiden umher, so rührend glücklich und dankbar, seiner Geringheit sich so wohl bewußt, daß er alle für sich einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die automatische Verbreitung der Zeitangabe und der Wettervorhersage.

Im Gegensatz zu dem bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung eingeführten sogenannten „Uhrenzeichen“, das vor längerer Zeit an dieser Stelle beschrieben worden ist, kennt die Technik auch noch die automatische Verbreitung der Normalzeit und der Wettervorhersage, die namentlich in Bayern in einer sehr vollkommenen Weise und umfangreichen Ausdehnung besteht, wie in keinem anderen Staate.

Bekanntlich wird in der Reichstelegraphen- und Eisenbahnverwaltung an jedem Tage zu einer ganz bestimmten Zeit sämtlichen Verkehrsämtern mit Telegraphenanlage das Uhrenzeichen gegeben, d. h. sämtliche Ämter des Reiches erhalten durch den Telegraphenapparat von ihren vorgesetzten großen Telegraphenämtern ein gewisses Zeichen, wonach sie ihre Amtsbüro zu stellen haben. Die Wettervorheransage war bis vor kurzem nur auf dem Abonnementwege in Form des „Wettertelegramm“ zu beziehen. Letzteres ist jetzt vorschrittsgemäß in jedem Postschaltervorraum auszuhängen und hat für die betreffenden Ämter eine nicht zu unterschätzende Mehrarbeit im Gefolge gehabt. Da nun auch das „Uhrenzeichen“ mit vielen Umständen verknüpft ist, so hat sich mit der Zeit ein System herausgebildet, das die automatische Verbreitung des Zeitsignals und der Wettervorheransage in sich schließt.

Hierzu sind naturgemäß ganz besondere Apparate nötig geworden. Das Telegraphenamt hat zu diesem Zwecke eine eigens konstruierte Uhr mit mehreren Relais und einem ein Typenrad enthaltenden Apparat aufgestellt, welcher einige Minuten vor 3 Uhr das zehnmalige Erscheinen der Zeichen M. E. Z. (mitteleuropäische Zeit) auf den Papierstreifen der Morseapparate veranlaßt.

Mit diesem Zeichen wird die kurzfristig zu erwartende Zeitangabe (Uhrenzeichen) angekündigt. Zugleich bewirkt dieser Umstand das Anziehen der Apparatanker durch die beiden Elektromagneten und die Folge davon ist, daß auf den Streifen ein langer Farbstrich entsteht und das Telegraphieren für diesen Zeitraum (zwei 25 Sekunden) vollständig unmöglich gemacht wird. In demselben Augenblick jedoch, wo die Anker von den Magnetrollen wieder abfallen und demzufolge der Strich sein Ende findet, erscheinen auf den Streifen die bereits angeordneten Buchstaben M. E. Z., welche das eigentliche Zeitsignal angeben. Unmittelbar darauf findet dann die Uebermittlung des Wettertelegramms statt, was mittels eines zu den Zeitsignallapparaten geschalteten „Generaltasters“ geschieht.

Es liegt auf der Hand, daß eine direkte Uebermittlung der Zeitsignale usw. nur auf solchen Telegraphenleitungen stattfinden kann, welche direkt von dem Hauptamte ausgehen. Um daher die Zeichen auch auf die innerhalb des anderen Reiches liegenden kleineren Ämter übertragen zu können, ist eine Anzahl von Verkehrsanstalten mit Uebertragungsapparaten versehen worden. Diese Apparate ermöglichen in derselben Weise die Weiterverbreitung der Signale wie die auf den großen Ämtern und sind natürlich stets in der Anzahl zu errichten, wie Telegraphenübertragungsämter vorhanden sind.

Nun erhalten viele Telegraphenanstalten in Anbetracht ihres verhältnismäßig geringen Betriebes oder ihrer unangünstigen baulichen Lage keinen Anschluß an die Uebertragungsanstalten. Auf diesen Ämtern wird daher vorzugsweise noch das alte System beibehalten, indem das erwähnte „Uhrenzeichen“ und die Wettervorheransage mittels Morsetastens weitergegeben wird. Die Telegraphenanstalten mit Telephonbetrieb erhalten Zeit- und Wettertelegramme auf telephonischem Wege.

Wie bereits im Anfange erwähnt wurde, ist die automatische Einrichtung hauptsächlich von der bayerischen Telegraphenverwaltung ins Auge gefaßt. Hier ist das System in solch eminent feiner und exakter Weise ausgearbeitet worden, daß es im Verhältnis zu den anderen Staaten geradezu als musterhaft hingestellt zu werden verdient. Im Jahre 1903 waren von den amtlich festgesetzten 25 Uebertragungsanstalten bereits elf im Betriebe, im Hinblick auf die erst kurz zuvor entstandene Erfindung eine beträchtliche Anzahl. Diese Anstalten vermittelten das Zeitsignal und das Wetter-

telegramm auf 128 Morseleitungen, während z. B. von München aus schon allein 63 direkte Leitungen abzweigten.

Mit der Zeit ist die Einrichtung dann weiter ausgebaut worden, so daß von München und den in Betracht kommenden Uebertragungsanstalten aus das Zeitsignal und die Wettertelegramme gleichzeitig auf 216 Morseleitungen automatisch übermittelt werden.

Die Generaldirektion der bayerischen Posten und Telegraphen ist in dieser Beziehung der preussisch-deutschen Telegraphenverwaltung vorbildlich vorangegangen, und letztere ist bemüht, die automatische Einrichtung nach und nach in derselben Weise den in ihrem Bereich liegenden Verkehrsanstalten zugänglich zu machen. Vorerst ist Bayern aber noch von keinem anderen Staate übertroffen worden.

Mit der geschülberten Einrichtung ist notwendig der Umstand verknüpft, daß zu einer gewissen Zeit — für gewöhnlich 3 Uhr nachmittags — Tausende von Telegraphen- und Telephonapparaten sich in Tätigkeit befinden, die wiederum Tausende von Beamten zur Bedienung erfordern. Der Stand der Amtsbüro muß mit dem ankommenden Zeitsignale verglichen und nötigenfalls reguliert werden, das Wettertelegramm ist auf hierzu vorgeesehenen Formularen zu schreiben und dergleichen mehr, und all diese Arbeit erfordert ein Heer von Beamten.

Einige Minuten vor und nach der Ankunft der betreffenden Signale wird mit dem Telegraphieren aufgehört, da sonst die Weitergabe der Telegramme unterbrochen würde und eventuelle Verstümmelungen nicht immer vermeidlich wären. Man wird deshalb auch nie finden, daß Telegramme als Aufgabzeit die Ankunft des Uhrenzeichens oder des Wettertelegramms tragen. Sämtliche Apparate sind während jenes Zeitraumes für den Verkehr eben vollständig ausgeschaltet.

R. Zieme.

Kleines feuilleton.

ek. Sineuren. Ruheposten gibt es bei den Franzosen überall. Manche Abgeordnete erscheinen niemals im Parlament und manche Senatoren wissen kaum, wo sie im Luxemburg ihren Platz haben. Ein sehr würdiger Abgeordneter, der seit dreißig Jahren seinen Wahlkreis vertritt, kam immer nur von Zeit zu Zeit nach Paris und lebte im übrigen auf seinem Landgute. Seine Wähler aber, anstatt über diese Form der Vertretung entrüstet zu sein, waren mit ihrem Abgeordneten höchlich zufrieden. „Das ist keiner, der immer in Paris herumlungert,“ sagten sie, „der ist immer zu Hause und man weiß, wo man ihn finden kann.“ Besonders die Bibliothekartellen waren immer als Sineuren beliebt. So wurde Alfred de Musset Bibliothekar im Ministerium des Innern und bezog sein Gehalt, ohne sich um sein Amt zu kümmern. Armand Silvestre wurde Bibliothekar im Finanzministerium. Einst kam ein Schriftsteller, der seine Adresse nicht wußte und mit ihm sprechen wollte, ins Ministerium und fragte nach der Bibliothek. „Bitte, im vierten Stod.“ Der Mann klettert eine große Anzahl Treppen hinauf und fragt endlich schnaufend nach Silvestre. „O, mein Herr,“ antwortet ihm ein kleiner Beamter, der sehr beschäftigt ist, Zettel zu ordnen, „wenn Sie mit Herrn Silvestre sprechen wollen, da dürfen Sie ihn nicht hier suchen.“ Ottave Feuillet wurde zum Bibliothekar des Schlosses Fontainebleau gemacht, wo es wirklich eine sehr schöne Bücherammlung mit äußerst seltenen Werken gibt. Aber Feuillet war nie in seiner Bibliothek zu finden und kam überhaupt nur nach Fontainebleau, wenn der Hof dort war und er eingeladen wurde. Sein Nachfolger in dieser anstrengenden Stellung war der geistvolle Schriftsteller Weis; ganz im Gegensatz zu Feuillet war er beständig im Schlosse, führte hier ein behagliches Trümerdasein und nahm sich häufig ein Buch aus der Bibliothek, um lesend im Park spazieren zu gehen. Das war aber auch seine ganze Tätigkeit. Der Komponist Meyer war Bibliothekar der alten und der neuen Oper. Er begnügte sich damit, regelmäßig sein Gehalt zu beziehen. Das schien ihm eine genügende Beschäftigung. Eines Tages bekommt er plötzlich Lust, einmal in die Bibliothek der neuen Oper zu gehen. Er tritt durch das Portal und wird sofort von einem Diener angehalten. „Wo wollen Sie hin?“ „Nach der Bibliothek.“ „Sie ist geschlossen.“ „Ist mir ganz gleichgültig, ich bin der Bibliothekar.“ „Sie! Der Bibliothekar? . . . Machen Sie, daß Sie augenblicklich wegkommen, sonst werde ich Ihnen Weine machen!“ Der junge Albert Cabé, vielfach geschäftig in künstlerischen und literarischen Angelegenheiten, genoz während des zweiten Kaiserreiches hohe Protektion. Man hatte ihm eine Stellung im Ministerium der schönen Künste verschafft, in dem er sich auch am Letzten jeden Monats pünktlich einfand. Eines Tages geht der Marschall Vaillant, Minister des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste, durch die Bureaus und trifft hier — es war in der Mitte des Monats — den jungen Mann. „Sie hier, mein Freund?“ „Ja, Herr Marschall, ich ging gerade vorbei und da . . .“ „Das ist hübsch von Ihnen; ich werde Sie für das Kreuz der Ehrenlegion vorschlagen.“ Wirklich wurde Albert Cabé kurz darauf dekoriert. Gambetta war ein Freund der Sineuren. In Cahors kannte er einen Gusschmied, der sich in der Ausübung seines Berufes verkehrt hatte und unfähig zum Arbeiten war. Was für einen Posten konnte man für einen solchen Mann ausfindig machen? Gambetta ernannte ihn zum „Inspektor der Kunstschmiedearbeiten“. Der Direktor einer großen Zeitung wollte sich einem Manne erkenntlich erweisen, der der Vater einer niedlichen Schauspielerin war. Da er sich weder zum Me-

dankbar noch zu sonst einer Beschäftigung im Betriebe der Zeitung eignete, so stellte er ihn mit einem Gehalt von 500 Fr. monatlich an, um an den Mauern von Paris Stellen aufzufuchen, wo man Reklamen für die Zeitung anbringen könnte. Und der gute Mann lief wirklich herum und kam alle Augenblicke zu dem Direktor: „Ich habe einen Bretterzaun in Bugnolet gefunden . . .“ —

1. Ueber den Ursprung der Null machte Jules Michel kürzlich die folgende Mitteilung: Die Bequemlichkeit der Dezimalrechnung ist einer der Hauptgründe für die Volkstümlichkeit des metrischen Systems. Aber, wird man fragen, wie kommt es, daß die Gelehrten des Altertums es nicht verstanden und auch nicht angewendet haben? Die Alten hatten wohl die Art der Zehnerzählung, wie wir, aber sie konnten die Dezimalrechnung nicht anwenden, weil sie die Null nicht kannten. So erstaunlich uns dies erscheinen mag, die wir gewöhnt sind, die Null als wesentlichen Teil unserer Zahlenreihe zu sehen, so läßt sich nicht leugnen, daß die Null eine neuere Erfindung ist. Es war der philosophische Geist der Hindu, vielleicht mit Unterstützung des Handelsgeistes der Chinesen, nötig, um ein Zeichen zu erfinden, dazu bestimmt, das Nichts, das, was nicht existiert, darzustellen. Bei diesen beiden Völkern findet man gegen das Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. die erste Erwähnung eines runden Zeichens, um die Ziffern in der Dezimalreihenfolge, die ihnen eigen ist, zu ordnen; von hier ist die Null durch Vermittlung der Araber erst gegen das 11. oder 12. Jahrhundert zu uns gelangt. Vor dieser Zeit war es also nicht möglich, ein Dezimalsystem zu erfinden, und es ist nicht erstaunlich, daß es mehrerer Jahrhunderte bedurfte, um den Vorteil verstehen zu lernen, den man aus der Dezimalteilung der jetzigen Maße ziehen konnte. Im Jahre 1670 hob ein Ehrender Astronom namens Mouton den ganzen Vorteil dieser Teilungsart hervor, und alle Gelehrten, die sich seither mit der Reform der Maße und Gewichte beschäftigten, haben niemals diesen Umstand, eine der wesentlichsten Grundlagen der Reform, aus den Augen gelassen. —

Theater.

Neues Theater. „Der Jubiläumsbrunnen.“ Drama in 4 Akten von Walter Bloem. Der Herr Verfasser hat in Berlin vor einigen Jahren mit einem waffenraffenden Mitterspiele „Schuapphähne“ im Igl. Schauspielhause debütiert. Seine Puppen sind dadurch, daß er sie jetzt in gebügelte Hemden und schwarze Röcke gesteckt hat, um keinen Gram menschenähnlicher und interessanter geworden. Im Gegenteile! Die Aufhebung der zeitlichen Distanz, wodurch diese wunderlichen Dinger nun in unmittelbarer greif- und kontrollierbarer Gegenwartsnähe gerückt werden, verschlimmert den Fall. Bei hellem Tageslicht nehmen sich die bemalten Wachsfiguren noch gespenstiger aus. Selb. Philipp galt eine Zeitlang als besonders markanter Vertreter einer hohen Theatralität und wurde grimmig angegriffen; aber verehrt man den „Jubiläumsbrunnen“ mit Philipps „großem Licht“ — beide Stücke entnehmen ihre Konflikte dem Künstlerleben — dann wirkt dies vielgeschmähte Werk neben dem neuen noch immer wie eine stattliche Berghöhe neben märkischen Sandhügeln. Wenn dort gelärmt wird, geschieht es wenigstens in einer Weise, daß man unwillkürlich aufhört, während hier die großen Worte abwechselnd bald zum Sägnen, bald zum Lachen reizen. Bei dem unaufhörlichen Gerede über Kunst, welches die vier Akte ausfüllt, kommt einem die menschenkundige Bemerkung der Klugen Fessinghams Franziska ins Gedächtnis, daß wir von den Engländern, die wir am wenigsten besitzen, am meisten zu sprechen pflegen.

Zwei Pfarrer gibt es in dem Drama, einen sehr humanen, auf-gelärten, der die Kunst, sogar die, welche die unverfälschte Schönheit des menschlichen Körpers nachbildet, für eine gute Gabe Gottes hält, und einen von der ganz rabiaten Sorte, der alle Radtheit in Stein und Worte als teuflische Verführung zur Weillust am liebsten gleich mit Feuer und Schwert vertilgen möchte. Hier weiß, hier schwarz! Das Brunnenmonument eines unbekanntem Meisters, das als private Schenkung der Stadt übergeben werden soll, läßt hitzig den Prinzipienkampf entbrennen. Der Rabiate schlägt, entzündet über das heidnische Rajadenvolk am Sodel, die Werbetrommel, auf daß die Gemeinschaft der Gläubigen sich mit flammendem Proteste gegen die Schmach erhebe, während der Humane sich harmlos an der Herrlichkeit der Formen erbaut. Einen armen Schuster, der herbeizitiert wird, die Gefährdung der Volksseele durch das Bildwerk zu bezeugen, hat der Anblick der Marmor-gruppe dermaßen überwältigt, daß die fromme Seele in einen Anfall von religiöser Anarchisterei gerät! Er gebärdet sich zu Ehren des Brunnen auf einmal ganz revolutionär. Wenn die Welt so über-schwänglich schön ist, so viel Freude und Lust in sich schließt, als diese Schöpfung verkündet, was sollen dann die Predigten vom Jammerale und der Jenseitsglaube, warum dann nicht hier schon in vollen Zügen genießen? Selbst dieses doch wirklich schreden-erregende Gegenargument macht den guten Pfarrer nicht wankend. Dem Meinen ist alles rein, die Kunst ist unschuldig, selbst wenn sündige Seelen am Ende gar sozialistische Gedanken aus ihr ziehen sollten!

Endlich erscheint der Urheber aller Stürme auf der Bildfläche und wird vom Brunnenpastor als entlaufener Brudersohn wieder-erkannt. Das ist der dritte Redner über Kunst und seine renommierten Kraftphrasen klingen beinahe so läppisch wie das eifende Gezer des Fanatikers. Den Uberschuß an Bildhauergenie gleicht der Dichter durch ein entsprechend starkes intellektuelles Defizit

feines Feldes in allen übrigen Beziehungen harmonisch aus. Sein Helmut führt sich als ein rückwärtslos brutaler Rowdy ein, was den Alten aber keineswegs beirrt; auch als er endlich die rohe Selbstsucht des Menschen bemerkt, hält er an seinem früheren Enthusiasmus fest, trotz angedrohter Amisentsetzung. Im Schlusssatze geht es hinter und vor den Kulissen stürmisch her: Protest-versammlung der Gläubigen, die in einer provozierenden Rede des Bildhauers mit Prügelein endet. — Zerstörung des Brunnen durch die aufgeregten Massen unter Führung des dämonischen inzwischen wieder fromm gewordenen Schusters, — große Abchiedsszene des Künstlers, des Unwiderstehlichen, der die Pfarrerstochter (Per-spektive auf seine künftige Veredelung in der Ehe) mit sich fortreißt.

Bei aller Leere und Unnatur, die teilweise auch die Schauspieler zu recht fatalem Deklamieren verleitete, fand das Stück eine Menge Bewunderer. Wenigstens wurde heftig applaudiert mit dem Er-folge, daß Herr Bloem sich mehrmals dem Publikum zeigen konnte. dt.

Musik.

Romische Oper. Das junge Haus an Friedrichstraße und Weidenbamm hat von Anfang an nach Einführung modernster Spiel- und Szenekunst in die Opernwelt gefirebt. Neben be-merkenswerten Fortschritten gab es da so viel abstoßende Künstelei, daß wir der angeländigten Neueinstudierung von Bizets „Carmen“ mit Bangen entgegenzauen. War doch sogar zu hören, daß der Szenemaler Karl Walser eigens nach Spanien gereist sei, um Kostüme zu studieren und Lokalkolorit einzutausen! Dazu noch unsere Bekümmernis, daß die Berliner Opernbühnen fast immer nur halbkolle Gogopern neu aufzuppon, jedoch äußerst selten für gegenwärtige Produktion eintreten und so gut wie nie-mals aus der Vergangenheit vergessene Schätze heraufholen.

Mit diesen Bangnissen hörten wir vorgestern (Dienstag) die erste Neuaufführung. Bald mußte sich auch wieder der Unmut über die forcierten Spielereien der Regie einstellen, und bis zum Ende war darüber nicht wegzukommen. Daß nun trotz dieser berechtigten Vorurteile und trotz aller weiteren Abstufungen dennoch das Ganze den mächtigen Eindruck eines historisch bedeutsamen Fortschrittes machte, zeugt für das Gewicht des Dargebotenen. Wir haben hier den teilweise wirklich gelungenen Versuch, die Weise des Konzertes und speziell Oratoriums zu überwinden, die sonst immer noch unsere Musikdramatik des Alltages beherrscht, und an Stelle des steifen Stilisierens eine Natürlichkeit zu setzen, die dem Zuschauer mit anschaulicher Kraft ein Wirklichkeitsbild vorführt. Wägen die Gassenbubenspäße noch so läppisch sein, mit denen die „Volks-szenen“ ausgestattet werden, und die schon vor Jahrzehnten vorübergehend auf Bühnen aufgetaucht sein dürften; mag noch anderes berechneter Parterrefang sein: die Kunst muß doch anerkannt werden, mit welcher die Handlung engeren Sinnes aus dem Volksleben und der Gesang aus der jeweiligen Situation herausgearbeitet wird. Der Chor nicht Paradedruppe, sondern ein Häuflein ineinanderwirkender Personen; die Duelle und größeren Ensembles (wie besonders das Schmugglerquintett des 2. Aktes) nicht Gesangs-piecen, sondern Ergebnisse der Umstände, der Stimmung, der Temperamente und Gemütsbewegungen!

Dazu eine durchgehends erfreuliche Kunst des Gesanges, speziell des gesanglichen Ausdrucks, und überwiegend eine beträchtliche Kunst der mimischen Darstellung! Die lyrische Tenorpartie des Don José und die ähnliche Sopranpartie der Micaela waren wohl am besten vertreten: jene durch Willi Merkel, der immerhin noch vorsichtiger mit seiner Stimmfülle umgehen könnte, diese durch Lola Artôt de Badilla, die im besten Sinne des Wortes schlicht und rührend war. Den Stiersechter Escamillo gab Desider Badar ohne irgendwelche Reste jenes Renommier-patnos, das sonst an diese Rolle verschwendet wird. Wir könnten das gesamte Personenverzeichnis rühmend wiederholen, begnügen uns aber mit der Bemerkung, daß die Titelpartie von Frida Felfer zwar sehr gut gesungen, nicht jedoch so überzeugend ge-spielt wurde, wie man es von mehreren berühmten Vertreterinnen dieser Rolle gewöhnt ist. — Das Orchester spielte unter Egisto Tanco namenslich dort gut, wo zarte, geheimnisvolle Stimmungen vertont sind, blieb aber besonders an den rauschend kräftigen Stellen bei der üblichen accentlosen Einförmigkeit.

Für die Inszenierung zeichnete Hans Gregor, für das mehr Technische eine Reihe weiterer Namen. Ohne Namensnennung blieb die „Einrichtung“ des Stückes für die Romische Oper in Berlin. Wie weit sie in den Bestand des Stückes eingegriffen hat, müßte ein gründlicherer Vergleich, als der im Augenblick mögliche, lehren. Allein den neuen Text zeigt bequem das eigens ausgegebene Textbuch. Mag hier nun immerhin vielleicht manche Wortfügung und Betonung gesanglich bequemer sein: der Stil ist so, als ob die Mode, alles just anders zu machen, als es bisher war, und ein all-mählisches Einleben in mühevoll Erreichtes zu hemmen, sich selber verspotten wollte. Wir stellen von der alten Uebersetzung (Julius Gopp, † 1886) und von der neuen als Beispiel den Beginn des 3. Aktes kommentarlos untereinander:

Mit:

Nur mutig die Schlucht hinab, ihr Kameraden;
Dem, der waget, reicher Lohn gebührt,
Doch behutsam auf rauhen Pfaden!
Ein falscher Tritt zum Abgrund führt,

Neu:

Wedenket, brave Kameraden,
Glück erbliht uns hier am Felsenwall.
Doch verloren ist auf diesen Pfaden,
Wer strauchelt und dann kommt zu Fall.

52.

Kunst.

Der Kunstaalon Schulte stellt eine Reihe von Werken deutscher Maler aus, deren neue Versuche, einen Stil zu finden, interessant sind. Es sind Künstler aus Westdeutschland; vom Rhein, aus Westfalen.

Am eigenartigsten ist Hoyer, ein junger Künstler, der bisher für moderne Kinderbücher arbeitete. Seine primitive Note ließ ihn dafür als besonders geeignet erscheinen. Auch das Buntfarbige brachte er in kräftigen Kontrasten heraus. Er hatte originelle Einfälle. Hier nun zeigt er sich als dekorativer Künstler. Man kann etwa an Böcklin denken. Diese Art, Figuren so groß zu zeichnen, erinnert an Böcklin. Die malte Farbe läßt an Puris de Chavannes, den französischen Freskokünstler, denken. Dazu kommt die seltsame Phantasie Hofers. Das alles bringt er zusammen. Und seine Werke erscheinen nicht unruhig. Sie haben Größe und Ruhe. Er hat einen fast typischen Gesichtsausdruck bei seinen Figuren; kurze, gedrückte Nase, Schlitzaugen. Was aber seine Werke interessant macht, das ist der eigenartige, fahle Ton, der über dem Ganzen liegt. Farben schimmern darin auf wie seltsame Schönheiten.

Bei Rohlf's interessiert die Frische des Technischen. Rohlf's setzt Strich neben Strich, Punkt neben Punkt. Oft ziehen sich seine Farbenstriche schlängelnd neben einander. Er erreicht damit ein überraschendes Leuchten des Kolorits. Am besten sieht man das an Bauten, etwa an dem in Weiß, Grün und Braun geradezu leuchtenden Haus Freiligraths in Soest.

Auch Palmis löst den farbigen Eindruck in kleinste Einzelheiten auf. Auch er malt hauptsächlich Bauten und schildert daran das Spielen des Lichts über den Fassaden. Er ist weicher, nicht so eigenwillig wie Rohlf's.

Routinierter ist Butler, dessen Schilderungen von New York viele Härten haben. Das Gegenständliche drängt sich stark hervor.

Von dem Schweden Axel Gallén sind am interessantesten die Bilder, auf denen er ganz ins Dekorative übergeht. Da erreicht er eine Kraft und Eindringlichkeit, die an die alte nordische Kunst erinnert, von der er sich auch beeinflusst zeigt. Während Hoyer in seinen dekorativen Werken höchste Ruhe und Plastik anstrebt, ist Gallén im Dekorativen bewegt, lebhaft, von einer grimmigen Verbissenheit. Prachtvoll ist, wie Gallén den Schnee malt, die, in Klumpen gefaßt, den Wald beinahe zudeckend. Etwas Gewalttames hat auch das Porträt Gorlis, das ohne Schmeichelei gemalt ist; das Stillnische, Janatische, zugleich etwas Verechnendes, Lauerndes liegt in den Zügen.

Von dem Russen Leonid Pasternal interessieren kräftige, lebendige Zeichnungen aus Rußland. Viele betreffen Tolstoi, sein Leben; oder sind Illustrationen zu seinen Werken. Pasternal charakterisiert mit Kraft, doch ohne Uebertreibung. Er weiß volles Leben darzustellen. Wo er dem schwarzen Ton noch etwas Farbe zumischt, erreicht er am ehesten eine reife, künstlerische Art in der Technik, die ihm am meisten liegt. Denn seine Delbilder sind langweilig. —

e. s.

Aus der Pflanzentwelt.

h. Industrielle Verwertung der Sonnenblumen. Die Sonnenblume, *Helianthus annuus*, die in kaum einem Arbeitergärtchen fehlt und die beim Bahnwärterhäuschen als unentbehrliche Begleiterin erscheint, wird bei uns allgemein nur als Pflanzpflanze angesehen, von der man hin und wieder auch wohl ein paar Blumen abschneidet, um damit eine große, massige Vase im Zimmer zu füllen. In Mitteleuropa denkt man über diese Pflanze anders, dort wird so ziemlich alles verwertet, was die Pflanze produziert. Die jungen Blätter werden als Viehfutter benutzt. Aus den Samenkörnern wird ein Öl gewonnen, das in den ärmeren Volksklassen vielfache Verwendung findet, und aus den bei der Öलगewinnung sich ergebenden Preßrückständen wird ein Futtermehl hergestellt, das in Formen gepreßt als Futterkuchen verhandelt wird. Die übrigen Teile der ausgereiften Pflanze werden verbrannt, worauf die Asche in den Pottaschefabriken Verwendung findet. Neuerdings hat man auch begonnen, das Mark industriell auszubenten. Dieses Mark hat ein äußerst leichtes spezifisches Gewicht; es ist etwa siebenmal so schwer als Sonnenblumenmark, daher wird die Verwendung des letzteren für Rettungsgürtel in Erwägung gezogen, wobei es unzweifelhaft bessere Dienste leisten wird als Kork.

Da die Sonnenblume keine hohen Ansprüche an Grund und Boden stellt und in der Kultur keiner sonderlichen Pflege bedarf, so ist der Anbau nur mit geringen Kosten verknüpft. Es ist deshalb auch schon in Deutschland der Versuch gemacht, die Sonnenblumenkultur im großen zwecks industrieller Ausnutzung zu betreiben. So vor etwa 6 Jahren auf einem Gute in der Mark. Wenn dies Unternehmen auch wieder zugrunde ging, so ist damit durchaus nicht bewiesen, daß eine Ausbeutung der Sonnenblume bei uns nicht möglich ist. Die Wachstumsverhältnisse sind bei uns die nämlichen wie in Rußland, wo diese Pflanze in großen Massen angebaut wird. Neuerdings hat ein Rixdorfer Kiesgrubenbesitzer

die Sonnenblume in großen Mengen angepflanzt und mit seinem Erfolg den Nachweis erbracht, daß die Großkultur bei uns sehr wohl möglich ist. Es mangelt also vorläufig nur an den technischen Einrichtungen zur Verwertung der Produkte. —

Humoristisches.

— Keine Schwarzseher. Lattenfrige dichtet in den „Lustigen Blättern“:

Ne, ne, id nehme mir in acht,
Id will von Schwarz nicht wissen,
Sonst wer' id noch bei schwarzer Nacht
Aus Deutschland rausgeschmissen;
Id heuge mir dem Nachtjebot
Und sträube mir jetwiz nich,
Mir stümmert's weih un rosenrot,
Un Schwarz — psui! Spinne — is nich!
Id seh' vor mir de Tinte steh'n
Und sage: Det is Sahne,
Wo andre eenen Raben seh'n,
Da rede id vom Schwane;
Und kommt mir etwa in de Näh'
So'n eller Jesuwiter,
Id seh' den Kerl so weih wie Schnee
Und halt' ihn vor'n Kondichter.

Kommt mir bei einem Bahnhof heut
Gen Koffienplaz ins Sehfeld,
So sage id, hier hat's jeschneit,
Det Janze is n' Schneefeld;
Un wenn id mir ooch innerlich
Im Doge wat berlage,
Der schwärzste Reger is für mich
Der allerhellste Sachse.

Ins Kaffeehaus bejab id mir,
Der Kellner bracht 'ne Tasse:
„Ein großer schwarzer Kaffee hier,
Nacht 30 Gemme Kasse.“
— „Nanu, wat fällt denn Ihnen ein.“
Sag' id, „Sie Körgelpreise?
Det soll 'n großer Schwarzger sein?
Det is 'ne kleene Weijel!“ —

Notizen.

— „Vertehrte Spuren“, Lustspiel von Sardou, bearbeitet von Blumenthal, soll seine erste Aufführung im Lustspielhause am 12. Oktober erleben. —

— Starke Erfolg hatten in Wiener Lustspielhause die „Fremden Mütter“ von Brieux. —

— Eine neue ungarische Nationaloper soll geschaffen werden. Zu diesem Zweck hat die Verwaltung der Budapest Opernbühne ein Preisaus schreiben erlassen, das dem glücklichen Sieger einen Preis von 3000 Kronen verleiht.

— Die Nationalgalerie hat mehrere Gemälde Menzels erworben; außerdem werden aus dem Nachlaß des Künstlers für den preussischen Staat angekauft: 4414 Zeichnungen, 115 Aquarelle, 27 Delstudien usw. 78 Skizzenbücher schenkte die Erbin Menzels. —

— Der Polarforscher Charot in Paris erklärte, 750 000 Mark zu einer Expedition nach dem Südpol zusammen zu haben. Er ist überzeugt, einen Kontinent von der Ausdehnung Australiens und Europas zu entdecken. —

— Heringseier im Magen von Schellfischen. Im Jahrgang 1903 der „Mitteilungen des deutschen Seefischereivereins“ wird über reiche Fänge von Schellfischen berichtet, welche Anfang Oktober 1903 auf der kleinen Fischerbank gemacht worden waren. Diese Schellfische waren alle sehr vollgefrassen und enthielten im Magen große Mengen von Laich, der sich bei näherer Untersuchung als von Heringen herkommend erwies. —

— Wie ein Obermeister sein soll. Hierüber bringt die „Wiener Möbelhalle“ folgende Aufklärungen: „Der Obermeister (einer Innung) soll sein wie ein Vogel, so frei und unabhängig; er soll sein wie ein Hund, treu dem Grundsatze, über das gemeinsame Wohl der Innungsmitglieder zu wachen. Der Obermeister soll sein wie ein Hock, um mutig über alle Hindernisse hinweggehen zu können. Der Obermeister soll sein wie ein Fuchs, wenn es gilt, die Interessen seiner Innung wahrzunehmen; es soll sein wie ein Nashorn, damit ihn eine dicke Haut gegen alle Anwürfe schützt. Der Obermeister soll sein wie eine Biene, so fleißig in der Erfüllung seiner Verwaltungspflichten; er soll sein wie ein Fisch, um stets kaltes Blut in den Versammlungen bewahren zu können. Der Obermeister soll sein wie eine Schlange, damit er sich durch alle Parteiströmungen hindurchwinden kann; er soll sein wie ein Elefant, um genügende Gelehrigkeit für die Auffassung aller behördlichen Erlasse und Vorschriften zu besitzen. Der Obermeister soll sein wie ein Löwe, der König aller Tiere; er soll sein wie ein Schwein, da ihm manchmal auch recht schmutzige Angelegenheiten vorkommen. Dieses alles soll der Obermeister sein, — in Wirklichkeit ist er nur ein — Esel, der eine große Last auf seinem Rücken zu tragen hat.“ —